

(Nachdruck verboten.)

27]

## Madame d'Ora.

Roman von Johannes B. Jensen.

Die Unterredung mit Ewanston, an die Madame d'Ora kaum zu denken wagt, die sie um keinen Preis erwähnen darf, schürt ihre Angst und Unruhe, die Unheimlichkeit der Sitzung verwirrt sie, alles steigert sich zu einem Gefühl drohender Gefahr, unaufhaltbar näher rückender Sphälichkeit. Sie hat nur einen einzigen Wunsch, und den empfindet sie jetzt als bittere, physische Qual, sie will helfen, sie will retten, und sie kann nicht! Er will sich nicht helfen lassen, er hat sich verschlossen.

So findet sie endlich instinktmäßig einen Ausweg, so wie in alten Zeiten, wenn Edmund sich hinlegte und sie glaubte, daß er ihr unter den Händen sterben würde. Sie fühlt, daß sie ruhig werden muß, sie muß ihn einzig und allein durch ihre Nähe, durch ihren Glauben heilen. Und sie seufzt, zwingt alle ängstlichen Gedanken zurück, sie sammelt sich, faßt sich, atmet regelmäßig und ruhig. Jetzt erst merkt sie, in welcher Spannung sie sich befunden hat, sie wird so müde, so müde. Aber sie faßt sich immer mehr und mehr. Sie weint einen Augenblick, dann fängt ihr Herz an, Wärme zu verbreiten. Sie sitzt still, sie wacht getreulich.

Der Raum draußen vor den Fenstern ist tiefblau. Unten rast der L-Zug vorüber, macht das Haus erzittern.

Edmund Hall schläft, die Spannung hat nachgelassen, er ruht. Madame d'Ora sitzt da und sieht seine Augen an, die im Schlaf nicht ganz geschlossen sind. Die Augäpfel zittern und schimmern unter den Lidern wie geschmolzenes Blei. Hin und wieder spricht er im Schlaf, schmerzlich und liebevoll, und sie hört ihn nach Eld rufen.

„Eld,“ flüstert er mit einem freudetrunkenen Klang, den sie kennt, ach, den sie vor zehn Jahren gekannt hat. Und sie sieht sich verwundert und ungeduldig um in dem großen Laboratorium, das in einem schwachen Lichtschein von den erleuchteten Häusern draußen und von dem des Mondes da liegt. Das Kabinett ragt schwarz auf, mit hängenden Draperien wie eine Bahre. Die Maschinen und die chemischen Apparate erscheinen in dem großen Raum wie sonderbar verrenkte und schmerzgekrümmte Gegenstände.

„Ely,“ stöhnte Hall kalt und heftig im Schlaf. „Ely!“ Madame d'Ora legt ihre Hand auf seine schweißperlende Stirn; er zittert, er bebt im Schlaf.

12.

Es vergingen ein paar Wochen, und die Wärme, die so lange der ruhelosen Stadt den Charakter einer Folterstätte verliehen hatte, fing an nachzulassen. Die Listen von denen, die umsanken und am Sonnenstich starben, nahmen ab. Aber noch immer schnurrten die elektrischen Fächer in allen Kontoren und Cafés. Regen fiel nicht über der versengten, pulverisierten Stadt, deren harte Umrisse nur von dem Dampf und dem elektrischen Rauch gemildert wurden, den sie selber entwickelte, oder von dem Aschenebel, den ein Waldbrand landeinwärts erzeugte.

An einem solchen klaren, unbarmherzigen Tag, als die Sonne von einem wolkenlosen Himmel auf die Kiesenstadt herabflamte, die entblößt ihren Strahlen preisgegeben war, kam Leontine d'Ora zu Hall, um ihm lächelnd ihr weißes Haar zu zeigen.

Er erkannte ihr Wachen, aber als er öffnete, wich er zurück, starr vor Schrecken. Da draußen stand eine ältere Dame, eine große und stattliche Frau mit schönen Gesichtszügen und Augen wie Sterne. Es war Leontine. Sie lächelte ruhig und trat ein. Mitten im Sonnenschein stehend, nahm sie ihren Hut ab, er war von entsetzender Umfang und mit violetten Blumen, sie nickte — ihr dichtes Haar war weiß!

„Ja, ich bin es,“ sagte sie, und selbst in ihrer tiefen Stimme lag etwas Alterndes, etwas nicht mehr Lächelndes; aber da sie so traurig und bewegt war, klangen ihr Worte schöner als Vogelgesang im Walde. „Ich hab' mich ergeben, Edmund!“

Sie ließ die Arme an den Seiten herabhängen und ließ ihm Zeit zu sehen, wie alt und grau sie war. Sie hatte die Farbe aus ihrem Haar entfernt, aus ihrer rotblonden Mähne, und es in einer schwermütigen Kofetterie noch weißer gepudert, als es in Wirklichkeit war. Die Schminke, die in all den letzten Jahren stets ihr Gesicht und ihren Hals bedeckte, war verschwunden, so daß man die Haut in ihrem ganzen zerstückten Glend sah, wie einen verholzten Bauplatz. Sie erhob lächelnd ihre eine Hand und zeigte selbst auf die groben Flecke unter den Ohren, sie blinzelte mit schweren, kaffeebraunen Lidern, die unter dem pulverblauen Schatten der tiefen Brauen lagen. Ihr Lächeln enthüllte eine große Rude in der einen Seite der Zahnreihe, die Lippen waren bleich und glanzlos. Sie stand da in einem einfachen, schwarzen Kleide, das von einem Gürtel um die reise Gestalt gehalten war. Allen Schmutz hatte sie abgelegt, sie trug weder Säckchen in den Ohren noch Brillanten an der Kehle, und an ihren großen, weißen Händen blühte nicht ein einziger Ring. Nichts, was strahlte, nichts was Licht fing und schimmerte. Sie sah gleichsam kleiner aus. Aber das strenge Kleid verlieh dem üppigen Körper einen Ernst und eine Sammlung, die fast mehr blendeten als die früheren verwegenen Toiletten, und das weiße, wilde Haar bildete einen mystischen Glorienschein um den Ausdruck von Schmerz und Ruhe im Gesicht. Der Mund war noch verzweifelt und schön, und die Augen braunten wie früher von Edelmüt und Leidenschaft. Sie war kühner denn je. Sie sah, wie Hall sprachlos von dunkler Reue und Staunen da stand, und da hob sie die Brust und lächelte, glücklich im Gefühl neuer Demut und neuer Kraft.

„Als ich heute morgen erwachte, Edmund, konnte ich nicht mehr,“ sagte sie und lachte, es lag eine unaussprechliche Wärme in ihrer Stimme.

„Ich konnte nicht mehr. Die Wiederholungen der Jahre bedrückten mich, ich wurde mir selbst unmöglich. Ach, es ist ja gerade dieser ewig sich wiederholende Kampf, die Jugend zu bewahren, der uns alt macht. Ich bin nicht müde, Edmund, aber mein Gott, was habe ich mich nun seit tausend Jahren gelangweilt. Und dann heute morgen war da so etwas Sonderbares und Schönes beim Erwachen, ich weiß nicht, ob ich geträumt hatte, oder ob ich fühlte, daß es mein Todestag war. . . ich war heute morgen so wunderbar fröhlich und klug. Ich badete im Meer, ich fuhr hinaus und tauchte in dem erwachenden Tage unter. Da war eine große, grüne Welle, die dahergebraust kam und mich halb tot küßte. — Ah! . . . Ich sang ein Lied da draußen ganz allein. Und da habe ich resigniert. Jetzt wollen wir alt sein, interessant und tief. Ich bestellte mir Ralph zum Frühstück, und der lange, schöne Junge verstummte genau so wie Du. Er wandte sich ab, ich glaube, er zerdrückte eine Träne. Er kommt übrigens in einer Stunde hierher, um Eld zu sehen, Du hast mir ja erlaubt, ihn heute zu der Sitzung mitzubringen. Er raucht nicht und trinkt auch nicht, das Wurm. Er hat um mich angehalten, Edmund, Ralph hat um mich angehalten.“

„Wirklich?“ sagte Hall zerstreut und ganz ohne Interesse für das, was in dieser Mitteilung lag; er sah indessen Leontine aufrichtig an, als ob er sich unter allen Umständen freuen würde, wenn es ihr gut ergehe. Tränen traten ihr in die Augen, aber sie verbarg es. . .

„Aber ich mußte nein sagen. Weißt Du, aus welchem lächerlichem Grunde er mich liebt? Er sagt, weil ich eine „Vergangenheit“ habe, ist es nicht allerliebste? Daß ich genau doppelt so alt bin wie er, das macht gar nichts, gerade nach meinem Alter, nach den Urzeiten in mir, sehnt sich der galante junge Dichter. Er hat Verwendung dafür für sein Amerika, denn Amerika entbehrt der Vergangenheit. Ralph hat nichts weiter als die Eiszeiten und dann natürlich die Indianer und die viel zu frischen Mythen der Emigrantenzzeit, in die er sein Haupt hüllen kann, wenn der amerikanischen Tag ihn verleßt. Er liebt es, vor den Klippen draußen im Zentralpark, die von dem Gletscher einer ungeheuer ferneren Vergangenheit gefurcht sind, in Nachdenken zu verfallen, — als wenn man nicht in jeden beliebigen Stein Ritzen mit einem Hammer machen könnte. Aber, siehst Du, er behauptet, ich sei für ihn das personifizierte Europa, er sagt, ich trage die Kultur all der alten Reiche, ihren Lenz, ihren Sommer

und ihren Herbst, in meinem Herzen, er stellt tief sinnige Dinge über die alten Griechen und über Paris und Scandinavien zusammen, und spricht mit Verachtung von der glühenden Blüte des Verfalls und der Schande, er belehrt mich über die rote Mystik des Kölner Domes, und über die Brücken, die über die Themse führen, über Shakespeare . . . und wenn er mir das alles erzählt, sieht er mich mit seinen gefunden blauen Augen wie ein Gläubiger an. Er kann auf amüsante Dinge verfallen, auf genau so ein dummes und bezauberndes Rebus, wie die, mit denen Du, lieber Edmund, mich in früheren Zeiten lähmtest. Wie schön er heute sprach, nachdem sein Kummer, mich als Ruine zu sehen, sich gelegt hatte. Er konnte ja sofort den Beweis dafür finden, daß er mich gerade so liebte — mit der Schlacht bei Keres de la Frontera auf meiner Stirn und mit Brunhildens Mundwinkel und mit dem Uebergang über die Veresina in meiner Seele . . . kurz, der unschuldige junge Mann wünscht mich als das erste teure Stück in seiner Sammlung. Aber er hat recht, er hat recht, und ich hätte ihn ja gerade verstanden, solange er mich ansah, wenn ich nicht von meinen Jahren isoliert worden wäre . . .“

Leontines Stimme hatte einen dunklen, sturmvollen Klang angenommen, aber jetzt schwieg sie. Sie sahen jeder auf seiner Seite des Tisches an dem Fenster, unter sich die Stadt in Dampf und brennender Sonnenglut. Hall umfaßte das Sinn mit der Hand, den Blick nach innen gekehrt. Leontines Augen hingen an ihm, ihre Züge beruhigten sich und wurden rund, sie umfaßte seine Kopf mit einem Blick, der groß war von trostlosem Sehnen und von Angst.

Sie verbarg ihm zwei Geheimnisse, die sie schreckten, sobald sie schwieg. Aber als Hall aufschah, von ihrem Schweigen aufgeweckt, erstarb der Ausdruck in ihrem Gesicht, und sie begegnete seinem Blick, ohne daß er etwas verstand. Seit Leontine nach New York zurückkehrte, hatte sich ein Abstand zwischen ihnen gebildet, der nicht mehr überschritten wurde.

Leontines Lippen bewegten sich, ohne daß sie es wußte, und wenn Hall sie beobachtet hätte, würde er den Eindruck empfangen haben, daß sie verzweifelt war — sie hatte so glühend an einen Namen gedacht, daß er sich auf ihren Rippen bildete. Es war Evanstons Name. Leontine hatte in aller Frühe heute morgen einen schriftlichen Befehl vom selbigen Tage von Evanston erhalten, daß sie sich zu einer einsamen Abendmahlzeit in seiner Privatwohnung einzufinden solle. Die Einladung war von besorgten Anspielungen auf Edmund Halls persönliche Sicherheit begleitet . . .

„Ich soll um neun Uhr dort sein,“ sagte sie mechanisch, „er schreibt, ich soll um neun da sein, sonst . . .“

Sie wurde grau wie Eis, und der Mund trat gelähmt im Gesicht vor. Reden mußte sie, und es war ihr unmöglich nicht das zu umkreisen, was durch seine Widerlichkeit nahe daran war, sie zu ersticken. Nervös rief sie aus:

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Astronomische Rundschau.

In der Welt der großen Planeten, die sich jetzt fast alle in für ihre Beobachtung günstigen Stellungen befinden, haben sich in der letzten Zeit einige wieder besonders interessant gemacht. Vor allem der Riese unter ihnen: Jupiter. Er geht erst in den Morgenstunden im Nordwesten unter und ist Anfang Februar 12, Ende noch 9¼ Stunden lang sichtbar. Er ist als hellster Stern unseres Nachthimmels, in ruhigem gelblichen Lichte glänzend, leicht oberhalb des Orion aufzufinden. Es lohnt sich, den Planeten einmal aufmerksam im Fernrohr zu betrachten; Berlin bietet dazu sowohl in der alten Urania wie in Treptow gute Gelegenheit. Der wegen seiner schnellen Umdrehung um seine Achse stark abgeplattete Planet erscheint von zwei dunklen, breiten, wolkenartigen Streifen quer durchzogen, die jedem Beobachter sofort auffallen. Seit einigen Jahren war der nördliche Streifen bis fast zur Unsichtbarkeit verblaßt. Im Laufe des vergangenen Sommers hat er sich nun wieder neu gebildet und ist sogar breiter und stellenweise dunkler als das südliche Band. Das paßt zu den Beobachtungen von Köhl, daß zu Zeiten vieler Sonnenflecken nur der südliche Streifen deutlich hervortritt. — Der im August 1878 auf der Jupiteroberfläche erschienene rötlich schimmernde elliptisch begrenzte Fleck, dessen Ausdehnung mehr Gebiet einnimmt als Europa, konnte zu Zeiten intensiver Färbung auch in kleineren Fernrohren sehr deutlich bemerkt werden. Von Jahr zu Jahr ist er aber mehr abgeblaßt und jetzt kaum noch zu erkennen. — Im ganzen scheint auf das Aussehen Jupiters (wie auch auf viele

andere Erscheinungen) die Sonnentätigkeit von beherrschendem Einflusse zu sein. So hat Hansky, der umfangreiche Arbeiten auch auf dem Mont Blanc ausgeführt hat, nachgewiesen, daß die Helligkeit Jupiters am größten ist, wenn die Sonnentätigkeit, die sich in dem Erscheinen zahlreicher und großer Flecken und Fackeln auf der Sonnenoberfläche und von Protuberanzen am Sonnenrande kundgibt, am stärksten ist und umgekehrt. Im ganzen ist nach Hanskys Beobachtungen die Farbe Jupiters von 1898 bis 1904 von gelb in weiß übergegangen, entsprechend der zunehmenden Sonnentätigkeit. Die Pole des Planeten sind heller geworden, und die Nebelbildung hat zugenommen.

Aber nicht nur Jupiter selbst, sondern auch seine Trabanten sind beeinflusst worden. Der Astronom Dr. Guthnid hat mit dem Photometer (Vorrichtung zur Bestimmung der Helligkeit eines Lichtausstrahlenden Körpers) Helligkeitsbestimmungen der Jupitermonde vorgenommen und dabei erhebliche Helligkeitsschwankungen festgestellt, die bisher nur aus einer Annahme spiegelnder Flächen erklärt werden können, etwa durch die Anwesenheit von Wasser, wofür die Verhältnisse der Jupitermonde ganz günstig sein können. Uebrigens hat Herr Sola in Barcelona am dritten (größten) Jupitermonde, der mit seinen 5790 Kilometer Durchmesser größer ist als der Planet Merkur, einen weißen glänzenden Fleck am Nordpol bemerkt. Dieser soll wie der Polarfleck des Mars von einem tiefdunklen Saume umgeben sein, wie überhaupt dieser Mond ein verkleinertes Abbild des Mars darstelle.

Auch die Venus, die Mitte Februar 2, am Ende gegen 1¼ Stunden als Morgensterne sichtbar ist, hat in letzter Zeit wieder von sich reden gemacht. Im Annuaire du Bureau des Longitudes sind die Werte für den Äquator- und den Polardurchmesser dieses Planeten zusammengestellt, die teils direkt, teils auf photographischen Aufnahmen gelegentlich des Venusdurchganges von 1882 auf französischen Stationen gemessen worden sind. Dabei ergibt sich der Polardurchmesser stets erheblich kleiner, d. h. es ist eine wesentliche Abplattung an den Polen vorhanden. Die dort gegebenen Werte sind wahrscheinlich etwas zu groß; ist aber die Abplattung auch nur annähernd so groß, dann deutet das auf eine rasche Rotation des Planeten um seine Achse hin, auch dann, wenn die Ausbauchung am Äquator von einem Wolkengürtel herrührt. Nun hat aber der berühmte italienische Astronom Schiaparelli schon vor längerer Zeit im Gegensatz zu älteren Ansichten auf Grund seiner eigenen Beobachtungen den Schluß gezogen, daß die Achsendrehung der Venus wie auch des Merkur eine sehr langsame sei und augenscheinlich ihren Umlaufzeiten um die Sonne gleichkomme, — wie das auch bei unserem Monde in bezug auf die Erde der Fall ist. Dagegen wurden gewichtige Bedenken laut und es war nötig, sich auf eine andere Weise an die Lösung dieser Aufgabe zu machen. Hierzu bot sich die spektroskopische Methode dar, die Skipher auf der Lowell-Sternwarte in Flagstaff (Colorado-Plateau in Arizona, Vereinigte Staaten) anwandte. Sie beruht darauf, daß ein spektroskopisches Spaltbild des Venusäquators sogenannte Linienverschiebungen hervorbringt. Bei einer Umdrehungszeit der Venus von 24 Stunden müßte ein am Endpunkt ihres Äquators gelegener Ort seinen Abstand von der Erde um 450 Meter in der Sekunde verändern. Aus Skiphers Beobachtungen wurde diese Aenderung aber nur gleich 5 Meter gefunden, also 90mal kleiner als jene Annahme zur Voraussetzung hat. Hiernach ist also eine kurze Dauer der Venusrotation vollkommen ausgeschlossen, und wenn man in Betracht zieht, daß die bei der angewandten Methode erreichte Genauigkeit innerhalb der ziemlich weiten Grenzen von 8 Meter liegt, so ist selbst die Annahme, daß die Dauer der Umdrehung den Betrag von 225 Tagen erreicht, mit dem gewonnenen Ergebnis nicht unvereinbar.

Auf die Konsequenzen davon hat Professor Verberich in Berlin schon im Jahre 1898 hingewiesen. Steht nämlich die Venus der Sonne immer dieselbe Seite zu, wie Schiaparelli behauptet, so müssen alle Meere und alle Feuchtigkeit des Planeten auf der der Sonne stets abgewandten Seite, der Nachtseite des Planeten, zu ewigem Schnee und Eis erstarrt sein. Die Venusbeobachtungen widersprechen aber dieser Folgerung und damit jener Annahme! Die nun schon seit fast zwei Jahrhunderten schwebende Frage ist also noch immer nicht erledigt.

Von der Mitte des Februar ab ist auch der Merkur vor Sonnenuntergang im Westen sichtbar, am Ende des Monats bis zu ¼ Stunden. Der Planet kommt jedesmal nach 116 Tagen in ungefähr dieselbe Lage zur Sonne, der er aber stets so nahe steht, daß er nur auf acht bis zehn Tage aus der alles überstrahlenden Lichtflut der Sonne heraustritt. Im Jahr macht das im ganzen ungefähr 15 Stunden! Ist während dieser Zeit der Himmel klar, so kann man dieses flüchtigen Gestirns habhaft werden, das die Alten wegen seiner Schnellfüßigkeit und Flüchtigkeit mit dem Quecksilber verglichen.

Von den anderen Planeten ist noch zu erwähnen, daß der rot flimmernde Mars noch fast 4 Stunden lang des Morgens sichtbar ist. Der Saturn, merkwürdig durch die ihn frei umschwebenden, aus lauter kleinen festen Einzelkörperchen bestehenden, leuchtenden großen Ringe, schließt diese immer mehr. Während man noch vor wenigen Jahren so schräg auf die Ringe sah, daß man durch die Oeffnung zwischen ihnen und der Saturnkugel hindurchsehen konnte, haben sich die Erde und die Saturnkugel so gegeneinander verstellt, daß wir jetzt fast auf die schmale Kante blicken und der Planet uns den Anblick eines durchstrichenen roten Klotzes gewährt.

Wer Gelegenheit hat, ein großes Fernrohr benutzen zu können, der sollte nicht verkümmern, sich die wunderbaren Sternhaufen im Herkules, Perseus usw. sowie die merkwürdigen Nebel im Orion, in der Leier anzusehen; gerade sie spielen heute wieder in der Forschung eine wichtige Rolle. — FL.

## Kleines feuilleton.

### Kunst.

— Rembrandt im Volk. „Het Officiële Kunst-Nederland en De Nationale Rembrandt-Hulde“ ist der Titel einer bei Deel u. Co. in Amsterdam erschienenen Broschüre, in der J. B. Gerhard über die Tätigkeit des Komitees für nationale Rembrandt-Huldigung und über deren Erfolg berichtet. Dieses Komitee stand von Anfang an in einem gewissen Gegensatz zu der „offiziellen“ Rembrandt-Kommission, die wohl dasselbe Ziel verfolgte: den größten Meister der niederländischen Kunst an seinem 300. Geburtstag zu huldigen, dabei aber keine Rücksicht auf die große Masse des nicht mit Glücksgütern gesegneten Volkes nahm. Rembrandts Kunst unter das Volk zu bringen, dazu war die von jener Kommission herausgegebene Biographie mit 50 prächtigen Photographuren zum Preise von 22,50 Gulden nicht geeignet, wohl aber das Rembrandt-Album des Komitees mit den sechs in Vierfarbendruck wiedergegebenen Bildern. Es kostet die Arbeit eines Jahres, bis in 190 von den 1130 Gemeinden Niederlands Ortskomitees gebildet waren, die den Verkauf des Albums übernahmen. So gering im Verhältnis die Zahl der Ortskomitees war, der Erfolg ihrer Arbeit, die Kunst unter das Volk zu bringen, überstieg alles, was mit ähnlichen Bestrebungen in anderen Ländern bisher erreicht worden ist. Nicht weniger als 20 654 Rembrandt-Albums waren bis zum 1. Dezember 1906 in den Niederlanden selbst verkauft worden, dazu 1506 in Niederländisch-Ostindien und 50 in Niederländisch-Westindien. Von den Plakaten, die das Komitee herausgegeben hat, sind rund 20 000 abgesetzt, so daß man damit rechnen kann, daß in mindestens ebenso vielen niederländischen Familien Bilder von Rembrandt an der Wand hängen. Im Auslande waren am 1. Dezember 1906 9546 Albums verkauft, wovon die größte Zahl, 8332, auf Deutschland, die zweitgrößte, 551 auf die kleine Schweiz kamen. Am Jahreschluss waren im ganzen 32 765 Albums verbreitet. Wenn die Herren von der Rembrandt-Kommission von der Meinung befangen waren, daß die Werke des großen Meisters vielleicht Kabal fürs Volk seien, so beweist der Erfolg der Nationalen Rembrandt-Huldigung, daß die Kunst dem Volke gehört und im Volke wurzelt.

### Sprachwissenschaftliches.

Der Ursprung der Sprache. Das vielerörterte Problem des Ursprungs der Sprache wurde kürzlich von dem Germanisten der Münchener Universität Prof. Hermann Paul in einer vom Münchener Zweig des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins veranstalteten öffentlichen Versammlung behandelt.

Die Frage, wie Sprache entstehen konnte, oder, was dasselbe besagt, entstehen mußte, läßt sich, nach Paul, auf dem Wege der geschichtlichen Forschung nicht lösen, da die Periode der Menschheit, in der die erste Sprachbildung erfolgt sein muß, weit vor jedem durch geschichtliche Forschung erschließbaren Sprachzustande liegt. Der einzige Weg, der hier zum Ziele führen kann, ist vielmehr der, zu untersuchen, in welchen Formen und unter welchen Bedingungen wir gegenwärtig im entwickelten Leben sprachliche Tätigkeit ausüben, Sprachen erlernen, sprachliche Neubildungen entstehen und Sprachen sich verändern sehen, und hieraus Schlüsse auf die Bedingungen zu ziehen, die einst das Entstehen der menschlichen Sprechfähigkeit und die Formen und Stufen, in denen sich dieser Vorgang vollzog, zur Folge hatten; denn man darf bei der Betrachtung dieses Problems nicht vergessen, daß die Sprechfähigkeit auf den entwickelten Stufen des geistigen Lebens und die ursprüngliche Sprachschöpfung zwar dem Grade, nicht aber dem Wesen nach verschiedene geistige Tätigkeiten sind, und daß die Bedingungen, die einst zur erstmaligen Sprachschöpfung führten, auch auf den höheren Stufen der menschlichen Entwicklung noch ihren Einfluß ausüben. Die Grundfunktionen des sprachlichen Lebens, Sprechen und Verstehen, sind nun auf diesen Stufen des geistigen Lebens dadurch bedingt, daß die Wörter eine gewissermaßen doppelte Bedeutung haben, eine allgemein übliche — usuelle — und eine für den vorliegenden Fall gültige — occasionelle — von denen die letztgenannte ihnen im bestimmten Fall durch den Zusammenhang gegeben wird und den im Wort bezeichneten allgemeinen Sattungsbegriff auf individuell bestimmte Gegenstände oder Personen beschränkt. Zum Verständnis eines Sprechenden ist daher immer mehr nötig als die Kenntnis der usuellen Bedeutung der von ihm gebrauchten Worte, nämlich auch ihr durch Umstände und Zusammenhang gegebener occasioneller Sinn; je reicher und eindringlicher eine gegebene Situation das Verständnis unterstützt, desto spärlicher kann der sprachliche Ausdruck sein. Diese Unterstützung des Verständnisses durch die Situation ist aber für die Entstehung der Sprache von größter Bedeutung, da ja bei der ersten Sprachbildung offenbar von einer bereits vorhandenen usuellen Bedeutung der Wörter, die deren Verständnis bedingte, noch keine Rede sein kann. Einen weiteren Hinweis auf die Be-

dingungen der Sprachentstehung gibt das Verhalten der Menschen bei der natürlichen Spracherlernung. Oftmals hört man bekanntlich behaupten, daß Kinder den Gegenständen und Personen ihrer Umgebung selbstgeschaffene Namen geben; doch ist dieser Behauptung gegenüber Vorsicht am Platze, da man leicht für selbstständige Wortschöpfung nimmt, was vielfach Einwirkung der Ammensprache ist, und andererseits Lautbildungen ohne Sinn hier nicht in Betracht kommen. Für die Beantwortung der Frage, in welcher Stufenfolge die Bildung der Sprache vor sich gegangen ist, muß man sich gegenwärtig halten, daß alle Sprache in der Mitteilung eines Zustandes in der Seele des Sprechenden an den Hörenden besteht. Das Mittel solcher Mitteilung sind Ausdrucksbewegungen, die ihrerseits in Lauten und Gebärden bestehen können. Für die allererste Zeit der Sprachentstehung müssen wir wohl annehmen, daß solche Mitteilung — durch die etwa ein Urwesen seine Genossen auf eine drohende Gefahr aufmerksam machte — unwillkürlich und gewissermaßen als unabsichtliche Nebenwirkung bestimmter von ihm hervorgerachter Laute oder Gebärden entstand, und daß erst durch diese Erfahrung der bewusste Wille sich auf die Hervorbringung dieser Wirkung durch die nun bekannten Mittel richtete. Die größere Mannigfaltigkeit und Wahrnehmbarkeit der Laute gegenüber den Gebärden mag dann bald zur Bevorzugung der Lautsprache vor der Gebärdenprache geführt haben, während im ersten Anfang menschlicher Mitteilung wohl die Gebärdenprache die wichtigere Rolle gespielt haben mag, ähnlich wie wir sie bei den Taubstummen kennen. Daß nun diese Laute eine bestimmte Bedeutung ausdrückten, setzt für das erste Stadium der Sprachbildung wohl notwendig voraus, daß sie in einer natürlichen und leicht verständlichen Beziehung zu der unmittelbaren sinnlichen Umgebung des Sprechenden und Hörenden standen. Eine große Rolle hat bei jeder Sprachentstehung sicherlich die Schallnachahmung gespielt, deren Bedeutung man wohl mit Anrecht gelegentlich zu verringern gesucht hat. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß in den sehr weit zurückliegenden Sprachzuständen, die wir untersuchen können, die Bezeichnungen für Geräusche und mit Geräuschen verbundene Bewegungen außerordentlich zahlreich sind. Das läßt den Schluß zu, daß diese Bezeichnungen in früheren Zeiten noch häufiger waren, und daß viele Wörter eines jüngeren Sprachzustandes, bei denen wir eine solche Beziehung nicht mehr wahrzunehmen vermögen, doch letzten Endes in schallnachahmenden Lautbildungen ihren Ursprung haben; spielt doch auch in der Kinder- und Ammensprache die Schallnachahmung eine sehr große Rolle. Man kann also wohl nur darüber streiten, wie groß der Anteil der Schallnachahmung bei der ersten Sprachbildung gewesen sein mag, nicht aber überhaupt ihre große Bedeutung leugnen. Wohliger steht es mit der sogenannten — namentlich auch von Wundt in seinen sprach-psychologischen Untersuchungen vertretenen — „Lautsymbolik“, wonach die Laute ursprünglich in einer etwas entfernteren symbolischen Beziehung zu den bezeichneten Vorgängen oder Zuständen gestanden haben sollen, etwa die Nähe durch hellere, die Ferne durch dumpfere Vokale in manchen Sprachen wenigstens bezeichnet worden sein soll. Immerhin hält Paul eine solche Beziehung wenigstens nicht in allen Fällen für unmöglich, namentlich bei der Lautwahl für gewisse ursprünglich-menschliche Tätigkeiten wie die Ernährung u. a. Die Frage, ob die ersten „Wörter“ Vorgänge oder Dinge bezeichneten, ist wohl dahin zu beantworten, daß sie Vorgänge an Dingen bezeichneten — etwa so, wie wenn wir in starker Gemütsregung den Ruf: „Feuer!“ ausstoßen. Diese ersten Wörter waren offensichtlich Augenblicksschöpfungen; damit sie Wörter in unserem Sinn wurden, d. h. eine den augenblicklichen Gebrauch überdauernde Bedeutung erhielten, mußten sie vom Gedächtnis aufbewahrt und wiederholt werden. Mit aller Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß sich nicht alle derartigen Augenblicksbildungen erhalten haben; was sich behauptete, werden die lebensfähigsten Lautschöpfungen gewesen sein, d. h. jene, die am meisten in innerer Beziehung zu den bezeichneten Vorgängen standen. Immerhin müssen wir uns jenen ältesten Zustand der Sprache wohl als einen Zustand großer Anarchie vorstellen; damit Einheitlichkeit und Ordnung in dieses Chaos kam, bedurfte es noch weit mehr, als zur Erhaltung der Einheitlichkeit auf späteren Stufen nötig ist, der ausgleichenden Wirkung des Verkehrs und des Ueberwiegens des Sprachgebrauchs einzelner Persönlichkeiten. Nach und nach werden sich dann einzelne Lautverbindungen zu einem gemeinsamen Besitz von bestimmter Bedeutung herausgebildet haben, die sich dann später zu einem eigentlichen Lautsystem vereinigten. Die nächste wichtige Entwicklungsstufe war dann der Uebergang vom einzelnen Wort zum Satz, der ursprünglich wohl in der bloßen Nebeneinanderstellung zweier Wörter bestand, wie es ja heute noch vielfach auch bei uns in bestimmten Redeformen — man denke an Sätze wie: „Träume — Schäume“ — vorkommt; auch die Kindersprache oder das Verhalten Erwachsener beim Gebrauch einer nur mangelhaft beherrschten fremden Sprache gibt ja für diese Art der Satzbildung bekannte Beispiele. Der Ausgangspunkt dürfte auch hier lediglich die unmittelbare Wahrnehmung gewesen sein, die ursprüngliche Satzbildung nur zur Bezeichnung dieser gebietet haben; aber eben die Zweigliedrigkeit des Vorstellungsinhalts, die auch im einfachsten Satze stets gegeben ist, bot die Möglichkeit, über die bloße augenblickliche Wahrnehmung hinauszugehen und die Sprache zunächst als Vermittlerin vergangener Ereignisse, später auch zum Hinweis auf künftige zu verwenden.

## Völkerverwandtschaft.

— Was sind Varias? Der aus Indien stammende Begriff der Varias hat sich in einem gewissen Sinne über die ganze Welt verbreitet. Die Varias sind im Sprachgebrauch unserer Völker immer die Ausgestoßenen, vom Staat und Blut Vernachlässigten gewesen, also etwa dasselbe, was man zu Zeiten der französischen Revolution als tiers état und heute als den vierten Stand bezeichnet hat. Der Urbegriff Varias ist nicht so einfach festzustellen und deckt sich auch nicht ganz mit der Auffassung, die im allgemeinen damit verbunden wird. Allerdings nennt man in Indien Paria auch die von anderen Rassen ausgestoßenen Leute, aber diese Anwendung des Namens ist nicht die ursprüngliche. Die wirklichen Varias sind vielmehr die Vertreter des großen eigentlichen Kerns des indischen Volkes, deren Vorfahren ein altes unabhängiges Volk aus der Familie der Dravidas bildeten. Dies Volk war, wie Dr. Laloy im „Archiv für Anthropologie“ nachgewiesen hat, in alter Zeit sehr mächtig und geriet erst nach und nach in Abhängigkeit von anderen Völkern. Daher kommt es, daß in den Varias noch eine Erinnerung an eine einst bessere und herrliche Zeit nachwirkt und sie noch immer einen Stolz auf ihre Kaste festhalten läßt, so sehr auch dieses Selbstgefühl mit der Mißachtung der anderen Kasten kontrastiert. Ueberhaupt aber ist es mit dieser Mißachtung nicht so schlimm bestellt, da die Varias bei gewissen religiösen Zeremonien sogar noch Vorrechte besitzen, namentlich in der Ausstattung und Amtsführung ihrer Priester. Allerdings stammen diese Vorzüge aus einer längst vergangenen Zeit, als man sogar noch sagte, der Paria sei der ältere Bruder des Brahmanen. Auch heute noch zerfallen die Varias in eine Reihe von Klassen, die sich streng von einander halten, aber viele von ihnen fühlen sich so gedrückt, daß sie gern ihren Ursprung verleugnen und Schutz bei einer anderen Kaste oder im Uebertritt zum Islam oder Christentum suchen.

## Physikalisches.

Die Entstehung des Grundeises. Aus einer Arbeit von Gottlieb Dürker gibt der „Globus“ die Ergebnisse wieder. Danach hat die große Menge des in den Gewässern entstehenden Grundeises ihren Ursprung in der gestörten Eisbildung an der Wasseroberfläche, oft auch in dem ins Wasser fallenden Schnee. Sehen sich unter dem Einflusse von Geschwindigkeitsstörungen im Wasser treibende Eiskristalle an einen durch Wasser oder Eis bereits hinreichend gekühlten Gegenstand, so kann an diesem die Grundeisbildung vor sich gehen. Die unter Grundeis bekannten Eisbildungen unterscheiden sich nach ihrem Vorkommen, nach Art und Stadium ihrer Entwicklung und in der Folge auch nach ihren speziellen Eigenschaften als drei bestimmt abgegrenzte Arten. Befinden sich die antreibenden Kristalle noch im ersten Stadium ihrer Entwicklung — gleichviel ob in festem Zustande, als Gallerte oder bereits in Verflüssigung begriffen —, so bildet sich in nicht zu großer Strömung das blätterige Grundeis aus, als geschwammiger Kristallisationsprozeß unter Einwirkung der Molekularkräfte. Werden dagegen bei größerer Kälte die Treibeiskristalle in bedeutenden Mengen, auch schon als verjammelte Kristallgruppen zusammengetrieben und in stärkerer Strömung mit Kraft massiert, so entsteht das körnige Grundeis als mechanisches Gemenge unter Einfluß der Regolation. Große Mengen ins Wasser fallenden Schnees, massenhafter Grundeisauflauf oder Gerbröckel und in großer Zahl ins Wasser getriebene Stücken einer zerstörten Oberflächeneissschicht können nun die Bildung des Gallerteises veranlassen, in der Weise, daß das ganze Wasser gallertartig fließt und etwa an seichten Flussstellen ins Stoden gerät. Streng genommen gehört das Gallerteis nicht zum Grundeis, wird aber seines durchaus ähnlichen Aussehens wegen allgemein als solches bezeichnet. Es tritt meist auf bei Umschlag von großem Frost in Tauwetter oder umgekehrt und hat seinen Grund in der Grenzflächen- und Verschiedener temperierter Wasserblasen oder Wasserfäden. Bereits die geringsten Mengen gelöster Salze, wie sie in keinem Wasser fehlen, genügen, um bei den kleinsten Temperaturdifferenzen Grenzflächen- und Verschiedener hervorzurufen. Es liegt im Wechsel von Tauwetter und Frost große Mengen Eispartikel in das Wasser von etwas höherer Temperatur, so entsteht unter dem Einfluß ihrer Schmelzgallerte starke Grenzflächen- und Verschiedener, so daß es sich in der Folge in Schaum und Gallerte verwandelt, und auf diese Weise der Wassertransport eines ganzen Flusskanals ins Stoden geraten kann. Solche Eisstopfungen treten namentlich gern auf, wo große Mengen Grundeis, Schnee und zerbrockeltes Oberflächeneis an einer Stromschnelle unter einer an stauer Flussstelle gebildete Oberflächeneissschicht getrieben werden. Auf diese Weise können ganze Flussläufe verlegt und angestaut werden, so daß deren Wasser sich über die Ufer ergießt. Eine dem Grundeis ähnliche Eisbildung kommt auch in wasserzugiigem Boden vor, auch hier in blätteriger oder körniger Gestalt, je nach Umständen, wobei an das Bodeneis in Sibirien erinnert sei.

## Humoristisches.

— Der zerstreute Kraftmensch. Gestern — so erzählte der Athlet Häusling — hatte ich einen Wortwechsel im Kaffeehaus. Ich hatte meine Melange ausgetrunken und wollte fortgehen, da greift ein fremder Herr nach meinem Schirm. Bitte vielmals

um Verzeihung, sage ich, Sie irren sich entschieden, das ist mein Schirm. Nein, sagt der andere, Sie befinden sich im Irrtum, das ist mein Schirm. Na, wie kann ich mich bei so was irren, ich kenn' doch meinen Schirm ganz genau und sage nochmals, mein Herr, Sie werden Ihren Schirm anderwärts hingestellt haben, suchen Sie nur, vielleicht haben Sie ihn auch zu Hause vergessen, ich weiß ganz bestimmt, es ist mein Schirm. Jener bleibt aber bei seiner Meinung, wir reden so noch ein paar Minuten hin und her, ich immer ganz höflich, er immer erregter, wo ich doch einen heiligen Eid darauf hätte ablegen können, daß es mein Schirm war, was soll ich Ihnen sagen, erst wie sie den Herrn am Büfett mit Essig gewaschen haben, sehe ich, er hat doch recht gehabt, es war wirklich sein Schirm.

— Die Stütze des Festes. „Seht's, Timmers, ich verfleiß' mich nit, ich red' kein Ton, ich bin nit g'scheit genug zum Diskurs — aber b'offener bin ich, wie Ihr Schafsköpp' alle miteinander!“

— Rekord. Käufer: Sie haben auch Taschenuhren?  
Häufierer: Sehr scheinere. Hier diese für acht Mark. Und die für zwölf Mark.

Käufer: Zwölf? Die sieht doch ganz so aus wie die andere?  
Häufierer: Den Unterschied möcht ich reich sein, was die für zwölf Mark geht schneller!

(„Lustige Blätter.“)

## Notizen.

— Der Komponist Ludwig Thuille ist in München gestorben. Ein liebenswürdiger, feiner Künstler, der uns einige interessante Kammermusikwerke, ein paar zart empfundene Lieder mit vollstimmlichem Einschlag und Männerchöre voll Kraft geschenkt hat. Von seinen Opern ist das Märchenpiel „Lobetanz“ auch in Berlin aufgeführt worden. Der Künstler, der aus Bozen stammte und nach Studien bei Rheinberger an der Münchener Akademie der Tonkunst bereits mit 22 Jahren Lehrer wurde, ist nur etwas über 46 Jahre alt geworden.

— Die Darmstädter Künstlerkolonie soll im Herbst wieder zu neuem Glanz durch großherzogliches Mäcenatentum erweckt werden. Eine Reihe von Künstlern soll besonders von München her berufen werden.

— Der Bühnenherbortruf ist nach dem Mißgeschick, das Hauptmann mit seinen „Jungfern“ im Lessing-Theater zutiefst, plötzlich bei den Autoren in Ungnade gefallen. Schade, daß sie nicht vorher auf die Idee gekommen sind. Vor kurzem hatten noch unsere Dramatiker bei einer Umfrage sich ganz einverstanden mit dieser Unsitte erklärt. Unter der Annahme natürlich, daß sie immer und so oft wie möglich gerufen würden. Das selbstverständliche Recht der Gegenpartei auf Zinsen scheint ihnen aber vorläufig wieder einmal die Freude am Herbortruf (mit genauer Statistik in allen Morgenblättern und frisierten Depeschen für die Provinz) etwas verleidet zu haben. Immerhin wäre es zu begrüßen, wenn dem Aufse Hauptmanns nach Reform, das heißt hoffentlich radikaler Beseitigung des Herbortruffs, Folge geleistet würde. Wenn die Premierentiger und die seidene Plebs so um eine Sensation kommen, um so besser für das Theater. Aber die Direktoren, Regisseure und andere Leute brauchen auch nicht mehr vor die Gardine zu kommen.

— Was dahinter steckt. Ein in Amerika ansässiger Deutscher, der sich den Spaß machen wollte, zu sehen, wie weit der Humpbug mit Bellame geht, ließ es sich nach der „Köln. Ztg.“ 8 Dollar kosten, um auf den Grund einiger besonders hartnäckiger Annoncen zu kommen. Die erste lautete: „Für einen Dollar heile Trunkucht usw.“ Antwort: Schwöre das Trinken ab und werde nie mehr eibig. Nummer zwei versprach für einen Dollar ein probates Mittel, um Milben erfolgreich zu ziehen. Die Antwort lautete: Fasse die Milben oben an und reiße sie heraus. Die dritte Annonce war etwas für Heiratskandidaten und lautete: „Wie mache ich einen tiefen Einbruch?“ Nach Einzahlung des geforderten Betrages kam die Antwort: Setze Dich in einen großen Kapf voll Teig! Auf eine Annonce: „Wie verdoppelt man in kurzer Zeit sein Geld?“ erhielt unser Gewährsmann den guten Rat, sein ganzes Geld in Banknoten umzuwechseln und diese durch einmaliges Zusammenfallen zu verdoppeln. Die nächste Anzeige versprach für einen Dollar zwölf nützliche Gegenstände, die indes, wie sich herausstellte, in zwölf Nähnadeln bestanden. Eine verlockende Ausbeute versprach folgende Annonce: „Wie kann man schnell reich werden?“ Nach Einzahlung des verlangten Dollars erhielt er den guten Rat: „Arbeite wie der Teufel und vor allem gib nie einen Cent aus.“ „Wie kann man ohne Tinte oder Feder schreiben?“ „Gebrauche einen Weisstift“, lautete die Antwort; aber die letzte übertraf alle anderen: „Wie kann man leben, ohne zu arbeiten?“ Die Antwort für einen Dollar lautete: „Suche Dumme wie ich!“